

Tagung Pfarrkapitel Stadt Zürich

Magliaso, 25. März 2019

# Kirchensprech

## Beobachtungen zur Sprache kirchlicher Profis

Bei Predigten und unterschiedlichsten kirchlichen Texten fallen immer wieder sprachliche Eigenheiten auf, die man einem Jargon zuordnen kann. Ich nenne ihn das Kirchensprech. Jargon ist nicht eine persönliche Marotte der Sprechenden und Schreibenden, sondern eine Milieuprägung, die beim einen stärker, bei der anderen schwächer durchschlägt.

Ich habe diesen Jargon vor drei Jahrzehnten schon einmal untersucht. Er scheint sich seither nicht sehr verändert zu haben. In der nächsten Stunde werde ich mich mit einigen Facetten dieses Kirchensprechs befassen. Dabei geht es mir um eine kritische Sichtung eines grossenteils unbewussten kirchlichen Sprachgebrauchs. Lassen Sie uns also an Ihrem wichtigsten Werkzeug, der Sprache, arbeiten!

Vielleicht befürchten Sie, ich könnte Ihnen beim Auseinandernehmen Ihrer professionellen Sprachgewohnheiten zu nahe treten. Sprache ist immer mehr als bloss ein neutrales Vehikel zum Transport von Inhalten. Als Theologinnen und Theologen geben Sie mit Ihrer Art zu sprechen und zu schreiben auch Einblick ins Innenleben Ihres Engagements. Doch um Ihre *persönliche* Sicht und Ausdrucksweise geht es mir nicht. Ich frage nach *kirchentypischem* Sprachgebrauch. Dabei bin ich mir aber bewusst, dass die Grenze zwischen beidem nicht ganz leicht zu ziehen ist.

Sprachliche Besonderheiten gibt es übrigens in zahllosen Professionen, Fachgebieten und Milieus. Diese Sonder- oder Fachsprachen – die Sprachwissenschaft nennt sie Soziolekte – dienen der Verständigung innerhalb einer Community oder

eines Milieus, nicht selten auch mit absichtlicher Ausgrenzung aller, die nicht dazugehören.

Das ist beim Kirchensprech anders, denn im Fall des kirchlichen Redens und Schreibens geht es ja gerade darum, Milieugrenzen des Verstehens zu überwinden, ja, idealerweise sogar zu allen zu sprechen. Möglicherweise ist es genau dieser selbst gestellte Anspruch, der viele Kirchenleute zu einem verschwommenen Jargon, eben zum Kirchensprech, verleitet.

Ich komme zu den Beispielen. Sie stammen aus offen zugänglichen Texten. Die Quellen werde ich nicht angeben, da ich niemanden blossstellen will.

### **Ausweichen ins Ungefähre**

Folgende Passage stammt aus einer Predigt:

«Und wir, liebe Hörerin, lieber Hörer? Vielleicht fragen Sie sich inzwischen, wo wir denn eigentlich in dieser Geschichte sind. Ob sie uns etwas angeht? Ob wir überhaupt eine Rolle darin spielen? Oder nur Zuschauer und Zuhörerinnen sind? Die Geschichte muss doch mit uns zu tun haben. Wir müssen nur unseren Platz darin finden.»

Ich nenne die hier gehäuft auftretende Anredeform «das pastorale Wir». Was geschieht, wenn ein Redner «wir» sagt? Der Prediger spaltet sich auf. Er begibt sich mit dem einen Teil seiner Person an die Seite der Angesprochenen, während er mit seinem anderen Teil der Zuhörerschaft gegenübersteht.

Diese rhetorische Operation passt, wenn der Prediger unterstreichen will, dass er «die Menschen allgemein» meint. Sie passt auch bei Appellen an die Gemeinschaft der Hörenden, von denen sich die Predigerin ausdrücklich nicht ausnehmen will. Geht es um ein derart akzentuiertes Wir, so darf die erste Person Plural stehen, obschon sie ja eigentlich der Rolle der Vortragenden zuwiderläuft. Wird das Wir aber zur Gewohnheit – zum *pastoralen* Wir –, so verliert es die Wirkung der Hervorhebung. Das solcherart übernutzte Wir

meint vor allem niemand Bestimmten – und nur deshalb ein bisschen alle.

Der folgende Satz aus einer anderen Predigt scheint mir ein Beispiel für diese Flucht in die erste Person Plural mangels präziser Adressierung zu sein:

«Ist uns Selbstoptimierung nicht längst zur zweiten Natur geworden?»

Die hier thematisierte Selbstoptimierung zeigt sich bekanntlich in vielen Facetten. Ob tatsächlich alle in der Predigt Angesprochenen dabei mitmachen – was der Satz ja suggeriert –, ist jedoch eine eher gewagte Annahme.

Mir scheint, der Prediger habe sich gescheut, Ross und Reiter zu nennen und pointiert zu sagen, worum und um wen es ihm geht. Stattdessen hat er mit einem vagen «uns» den Adressatenkreis maximal ausgedehnt. Ja mehr noch, das kritisierte Verhalten sei «uns» zur «zweiten Natur» geworden. Er erklärt die Selbstoptimierung zum Normalfall. Die Verallgemeinerung wird zur vagen Kritik an der menschlichen Natur. – Da kann sich definitiv niemand mehr gemeint fühlen. Wer sollte schon zuständig sein für die Natur des Menschen?

Das pastorale Wir funktioniert hier als rhetorische Watte. Es polstert die Angesprochenen gegen jegliche Anstöße und bietet ihnen den Komfort, dass Appelle und Herausforderungen oder auch nur schon kritische Anfragen an ihnen abperlen, ohne dass sie davon nass werden.

### **Predigt in «Reise mit Charley»**

Mir scheint das pastorale Wir eine typisch landeskirchliche Redefigur zu sein. Ihr Gegenstück ist das evangelikale Du, der auf jeden Zuhörer einzeln gerichtete Zeigefinger. Der amerikanische Schriftsteller John Steinbeck hat diese Predigtkultur in seinem wunderbaren Buch «Reise mit Charley» geschildert. Auf seiner mehrmonatigen Rundreise durch die USA besucht Steinbeck den Gottesdienst in einer kleinen John-Knox-Kirche *in the middle of nowhere* in Vermont. Er schreibt:

«Der Gottesdienst tat meinem Herzen und hoffentlich auch meiner Seele wohl. Es war ziemlich lange her, dass ich eine solche Ansprache gehört hatte. (...) Der Prediger, ein Mann aus Eisen mit stählernem Blick und einer Sprechweise wie ein Presslufthammer, begann mit einem Gebet und versicherte uns sodann, dass wir eine ziemlich üble Bagage seien. Und damit hatte er recht. Wir hatten von Anfang an nicht viel getaugt und waren dann infolge unserer nichtsnutzigen Bemühungen immer mehr abgeglitten. Nachdem er uns solcherart weichgeklopft hatte, ging er zu einer gewaltigen Predigt über, einer wahren Feuer- und Schwefel-Predigt.»

Und nachdem Steinbeck die drastischen Höllenbilder des Predigers genussvoll nacherzählt hat, beschreibt er die Wirkung des Gottesdienstes auf ihn selbst so:

«Mir war rundum wohl zumute. Einige Jahre lang war Gott für uns ein Kumpel gewesen, der sich mit uns auf eine Stufe gestellt hatte, was ebenso frustrierend ist, wie wenn ein Vater mit seinem Sohn bloss immer Softball spielt. Aber diesem Gott in Vermont war ich so wichtig, dass er sich grosse Mühe gab, mir den Teufel auszutreiben.»

Steinbecks Fazit:

«Ich war nun kein ungezogenes Kind mehr, sondern ein Sünder erster Ordnung, und das ging mir runter wie Butter.»

Steinbeck karikiert; doch überzeichnet ist hier nicht eigentlich die Predigt in Vermont. Die Karikatur zielt vielmehr auf den Verfasser selbst: Seine eigene Reaktion auf die Presslufthammer-Verkündigung ist es, die seinen Sarkasmus weckt. Der Verfasser hat sich offensichtlich kaum wiedererkannt in seiner Bereitwilligkeit, sich so als Sünder ansprechen zu lassen.

Eine kirchliche Sprache dieser Art ist für Sie und mich keine Option, klar. Aber Steinbecks Schilderung kann ein Licht werfen auf das andere Extrem: den Gott mit dem Softball, die Vernebelung des Evangeliums mit einer weichen warmen Wir-Wolke.

Nach dem Seitenblick auf Steinbecks 1962 erschienenenes Buch «Reise mit Charley» kehren wir in unsere Gefilde und unsere Gegenwart zurück.

## Der «niederschwellige» Zugang

In einer weiteren Predigt habe ich folgende Passage gefunden:

«Seit gestern steht eine neue Bürolampe auf meinem Schreibtisch. Sie ist elegant: ganz in Weiss, mit schlichten Armen, die man gut bewegen kann. Und vor allem: Sie leuchtet so richtig hell. Mein ganzer Bürotisch erstrahlt in einem neuen Licht. Ich sehe alles viel besser – auch den kleinsten Dreck auf dem Tisch. Trotzdem: Es ist ein neues und gutes Gefühl, in diesem hellen Schein zu sitzen... und zum Beispiel eine Predigt zu schreiben.»

Nachdem der Prediger der Gottesdienstgemeinde mit diesem Einstieg einen, wie er vielleicht sagen würde, «niederschweligen Zugang» gebaut hat, fährt er unmittelbar folgendermassen weiter:

«In einem ganz neuen Licht erstrahlt ist auch die Welt damals: als der Stern von Bethlehem aufgegangen ist – und vom Licht verkündet hat, das in diese Welt gekommen ist. Gott wendet sich dieser Welt zu in Liebe, nicht weil die Welt so liebenswürdig wäre, sondern weil Gott selber Liebe ist und diese Liebe in diese Welt hineinbringen will. Sein Licht soll in der Dunkelheit scheinen und sie hell machen.»

Was ist da passiert? Nach dem Bürolampen-Einstieg hat der Prediger den Hebel umgelegt. Jetzt plötzlich sind wir in einer traditionellen Verkündigungs- und Erbauungssprache. Doch der Prediger traut dieser Sprache nicht ganz. Er hält wohl sie für unverständlich oder zumindest schwer zugänglich. Aber warum eigentlich? Licht, Welt, Gott, Liebe, dunkel, hell – es sind ja alles gängige Vokabeln. Wo ist das Problem?

Sie und ich wissen schon, wo das Problem ist. Es steckt in der religiösen Aufladung dieser Wörter, in dem auf das Ganze – buchstäblich auf Gott und die Welt – zielenden Duktus. War

die Feuer- und Schwefel-Predigt in der John-Knox-Kirche eine klerikal-autoritäre Überwältigung, so ist diese formelhaft auf der ganzen gehenden Verkündigungsrede gewiss für viele Hörende eine semantische Überforderung.

Der Prediger war sich dieser Schwierigkeit bewusst. Um sie zu mildern, baute er seinen «niederschweligen» Einstieg: die neue Bürolampe als Hinführung auf den Stern von Bethlehem. Wenn das auch in seiner Unsinnigkeit und unfreiwilligen Komik wahrscheinlich etwas untypisch ist, so steckt darin doch ein verbreitetes Muster des Kirchensprechens: Es versucht die Fremdheit religiöser Sprache, die Andersheit der biblischen Botschaft aufzufangen, einzubetten, zu veralltäglichen.

### **Fremdheitserfahrungen**

Ich mache einen kleinen Exkurs über Sprache und Sprechen im Gottesdienst. Liturgische Formeln spiegeln vielfach den Sprachstand der protestantischen Orthodoxie, alte Liedtexte denjenigen des Pietismus. Diese historische Fremdheit des gottesdienstlichen Sprachschatzes ist zwar für die meisten heutigen Menschen eine Hürde. Doch solche Schwierigkeiten erleben sie auch anderswo. Fremdheitserfahrungen dieser Art gehören nicht nur zu jeder Sprachpraxis; sie haben hier auch eine Funktion: Die alten liturgischen Formeln und Liedverse machen die geschichtliche Tiefe von Tradition spürbar.

Zu einem guten Gottesdienst gehört beides: die liturgische Tradition und die Gegenwartssprache. Ich finde dieses Nebeneinander schön und schätze einen reflektierten Sprachgebrauch, der auf der einen Seite die Tradition bewahrt und auf der anderen im Austausch steht mit der Gegenwart. Der Versuch, die Gottesdienstsprache nach der einen oder anderen Seite hin zu vereinheitlichen, kommt nie gut heraus.

Was mich in Gottesdiensten oft irritiert, ist der Predigt-Sound, diese verbreitete Unart klerikalen Sprechens. Sie erfasst selbst Theologinnen und Theologen, die jeden Verdacht des Klerikalismus glaubhaft von sich weisen könnten. Dieser Sound scheint einfach an der Pfarr-Rolle zu haften. Jedenfalls vererbt er sich an Amtsinhaber und -inhaberinnen. Ich frage

mich oft, wo sie es denn gelernt haben, so zu reden. Gibt es vielleicht eine sakrale Aura in den Kirchenräumen, die den Rollenträgerinnen und -trägern als Erwartung und Zwang entgegentritt, sobald sie ihres Amtes der Verkündigung walten? Ich weiss es wirklich nicht.

Ich denke, Sie kennen den Sound, von dem ich spreche. Zu seinen Merkmalen gehören

1. eine Langsamkeit, die das Tempo stärker drosselt als es für gute Verständlichkeit auch in noch so hallenden Räumen nötig wäre;
2. viele Sprechpausen, oft an Stellen, wo sie bestimmt nicht hingehören;
3. Betonungen im Übermass, als müsste etwa jedes fünfte Wort mit ganz besonderem Nachdruck unterstrichen werden;
4. ein schwebender Ton, der nie auf den Boden runterkommt und dadurch die Predigt zum gleichförmigen Redefluss macht;
5. eine stereotype Sprachmelodie, die Wort- und Satzenden nach oben zieht, als wolle sie dauernd signalisieren, die Predigt sei noch nicht fertig, es komme noch was.

Nun gibt es aber in der religiösen Sprache noch eine andere Art von Fremdheit. Sie rührt nicht von historischer Distanz oder kultureller Differenz oder von Milieuprägung oder von pastoralen Marotten her, sondern hat mit dem Kern dieser Sprache zu tun. Die Rede von einem Gott, der sich zu den Menschen in Beziehung setzt – dieser Kern bringt das fremdest Mögliche in die Sprache. Als These für unser Thema formuliert: Es geht darum, den Kern der biblischen Botschaft in seiner Fremdheit verständlich zu machen.

Ich schliesse den kleinen Exkurs zur Fremdheit religiöser Sprache hier ab und kehre zu Beispielen des Kirchensprechs zurück.

## Rundumschläge

Mit einem weiteren kurzen Ausschnitt aus einer Predigt möchte ich auf eine verbreitete Redestrategie hinweisen:

«Natürlich gehört zum Salzsein auch das eigene Verhalten, der eigene Lebensstil dazu. Und da darf man sich gerne immer wieder fragen, wie sehr denn der eigene Lebensstil dem entspricht, was wir von Christus zu verstehen meinen. Wie gehen wir mit Geld um? Wie gehen wir mit der Umwelt um? Wie gehen wir mit unseren Nachbarn um? Und mit denen, die wir nicht mögen? Wie reden wir mit Menschen – und wie denken wir über sie? Ich muss mich da immer wieder mal an der Nase nehmen. Sie auch?»

Die hier zum Einsatz gekommene rhetorische Figur lässt sich als Rundumschlag charakterisieren. Der Prediger hat über das Salz-Gleichnis gesprochen und fragt nun, was es brauche, damit Christinnen und Christen mit ihrem Verhalten im Sinn des Gleichnisses wirken können. Nun zählt er auf: Der Umgang mit Geld ist wichtig, mit der Umwelt sowieso, aber auch der mit Nachbarn, und mit denen, die man nicht mag. Alle Zuhörenden mit ihren so unterschiedlichen Lebenswirklichkeiten und Denkweisen sollen einen Anknüpfungspunkt finden können.

Die Intention des Predigers ist ehrenwert, aber für die Katz. Mit seinem Rundumschlag erzeugt er bloss eine Unverbindlichkeit, die er noch verstärkt durch den Rahmen, in den er die Aufzählung bettet. Sie erinnern sich? Am Anfang stand folgender Satz:

«Und da darf man sich gerne immer wieder fragen, wie sehr denn der eigene Lebensstil dem entspricht, was wir von Christus zu verstehen meinen.»

Weicher, defensiver und unverbindlicher geht's kaum mehr! Man möchte diesem Prediger wenigstens ein bisschen was von seinem Kollegen in Vermont wünschen. Auch seine den Rundumschlag abschliessenden Worte sind ein Ausbund an pastoraler Sanftheit:



«Wie reden wir mit Menschen – und wie denken wir über sie? Ich muss mich da immer wieder mal an der Nase nehmen. Sie auch?»

Ich lese den Subtext dieser Sätze so: Sollte sich jemand mit meinen vorsichtigen Hinweisen auf die Themen Geld, Umwelt und Nachbarn nicht wohlfühlen, so hätte ich da ein noch bekömmlicheres Angebot, nämlich folgendes: Wir beziehen das mit dem Salz der Welt auf die Frage, wie wir mit Menschen reden und wie wir über sie denken. Und damit auch wirklich klar ist, dass ich Ihnen nicht zu nahetreten will, bekenne ich freimütig, dass auch ich mich da immer wieder an der Nase nehmen muss. Sie sehen: Es tut nicht weh.

### **Einflüsse des Therapeutischen**

Ich fasse die bis anhin eruierten Merkmale des Kirchensprechs in einer Zwischenbilanz zusammen:

1. Mit dem pastoralen Wir beziehen viele Redner eine Position an der Seite oder inmitten der Angesprochenen. Sie verweigern sich der Rolle des Prä-Dikanten, des Vor-Sprechers, der für die Gemeinde vorgedacht hat und ihr nun seine Einsichten vorträgt.
2. Das Wir dient im Weiteren der Vermeidung einer klaren Adressierung. Es sind alle gemeint – und damit niemand.
3. Viele Redner und Schreiberinnen wenden Kritik an menschlichem Verhalten und gesellschaftlichen Zuständen sogleich ins Grundsätzliche, Allgemeine – auch dies eine Methode, um niemanden und nichts direkt anzusprechen, zu kritisieren, herauszufordern.
4. Mit dem Bemühen um «niederschweligen» Zugang verraten Predigerinnen und Prediger oft ihre Furcht, die Hörenden mit der Fremdheit des Evangeliums abzuschrecken. Die Angst scheint manchmal so gross zu sein, dass sie die Gefahr der Banalisierung nicht mehr bemerken.
5. Viele Predigende setzen auf die rhetorische Strategie des Rundumschlags. Diese führt zu Beliebigkeit und

Wirkungslosigkeit – und, wie ich meine, auch zu Langeweile.

Ein Jargon, wie er sich hier zeigt, ist eine Art des Redens und Schreibens, in der eine verdeckte Ideologie steckt. Theodor W. Adorno hat in seinem 1964 erschienenen Buch «Jargon der Eigentlichkeit» die Sprache der damaligen Bildungswelt – übrigens ausdrücklich mit Einschluss der Evangelischen Akademien – aufs Korn genommen. Die «deutsche Ideologie» des Jargons, wie Adorno das nennt, kommt angeblich von Martin Heideggers Seinsphilosophie und stärker noch von Karl Jaspers, dem Psychiater und Existenzphilosophen, den Adorno gar nicht mochte.

Nun, Adorno mochte so manches nicht, besonders den Jazz, was ich ihm übelnehme. Seine Jargon-Analyse war, wie das meiste von ihm, überzogen – und hat dennoch vieles getroffen.

Ein halbes Jahrhundert nach Adornos Untersuchung präsentiert sich der sprachliche Befund wieder etwas anders. Heute steht der Jargon der Kirchenszene vor allem unter dem Einfluss des Therapeutischen. Weit über entsprechende Wissenschaften und Berufe hinaus hat der «Therapiesprech» die gesellschaftlichen Diskurse besetzt. Die Kirche spricht und schreibt kein exklusives Idiom; es überschneidet sich teilweise mit denen benachbarter Milieus.

Schaut man auf die allgemeine Diskurskultur, so hat das Therapiesprech seit Längerem starke Konkurrenz bekommen. Ein mächtiger Einfluss geht heute von den Sprachwelten des Managements, der Ökonomie und der IT aus, einfachheitshalber oft als «Managementsprech» apostrophiert. Dieser neuere Jargon hat die Kirche ebenfalls erreicht. Er macht sich jedoch eher in Bereichen der Kirchenverwaltung und -planung als in der pastoralen Praxis bemerkbar.

### **Freundliche Folgenlosigkeit**

Jargon ist für die Kirche deshalb ein Problem, weil sie sich ja nicht damit begnügen will, innerhalb eines bestimmten Milieus zu kommunizieren. Sie will eben gerade keine

geschlossene Teil- oder Subkultur sein. Es genügt ihr nicht, inneres Einverständnis zu schaffen, sondern sie will über soziale und kulturelle Schranken hinweg wirken, will öffentliche Angelegenheiten zur Diskussion stellen und – tiefer kann man als Kirche die Messlatte nun mal nicht legen – für das Reich Gottes arbeiten.

Entsprechend diesem Anspruch sucht die Kirche sich über Milieugrenzen hinweg verständlich zu machen. Doch das gelingt eben nicht immer. Trotz guter Absicht weist kirchliche Sprache dann oft Merkmale eines Milieu-Jargons auf: Sie operiert mit ihren Lieblingsvokabeln und – was schwieriger zu durchschauen ist – mit ihren bevorzugten rhetorischen Verfahren.

Dieses Kirchensprech entlarvt sich dadurch als Jargon im Sinne Adornos, dass es immer ungefähr die gleichen Aussagen hervorbringt. So kann es denn alles drannehmen und bewegt dabei doch nichts. Die Beliebtheit des kirchlichen Jargons bei manchen kirchlichen Amtsträgern beruht nicht zuletzt auf eben dieser freundlichen Folgenlosigkeit.

Der Nulleffekt gegen aussen ist nicht die einzige Wirkung. Indem das Kirchensprech alles, womit es sich befasst, einem vertrauten Muster angleicht, dient es nach innen zur Identifikation derer, die es benutzen. Die Kommunikationsleistung dieser formelhaften Sprache besteht in der Bestätigung von Zugehörigkeit. Man versteht nicht die Welt, sondern einander, vorausgesetzt, man hat den Eintrittspreis bezahlt. Dieser besteht darin, das eigene Denken und Sprechen nach einer diffusen, nie klar formulierten Erwartung auszurichten, von der man meint, sie werde allgemein sowohl *von der* Kirche als auch *an die* Kirche gestellt.

### **Harmonie als heimliches Programm**

Ich kehre zur Textanalyse zurück. Zwei kurze Beispiele zeigen eine wichtige Ingredienz in diesem Gemenge diffuser Erwartungen: das Bedürfnis nach Harmonie.

In der Tat ist das Kirchensprech auf Harmonie programmiert. Wenn es von einer Veranstaltung heisst, sie wolle

«den Spannungsbogen zwischen Alltagsleben und Sonntagskirche aufnehmen»,

so ist damit das Problem, dass die Kirche ihre Botschaft oft nicht auf den Boden des Alltags bringt, zwar anvisiert, aber gleichzeitig verniedlicht.

Was man eher eine Kluft nennen sollte, gerät in dieser Sprache zur «Spannung», die erst noch zum «Bogen» veredelt ist. Dieses Gebilde wird keiner so ungehobelten Prozedur wie einer Untersuchung oder Durchleuchtung unterzogen, sondern es wird «aufgenommen». Den Spannungsbogen aufnehmen – meint das vielleicht die Gebärde eines sakralen Tanzes?

Der Anschein von Harmonie kann nicht nur durch Verharmlosung von Gegensätzen erweckt werden, sondern auch mit überflüssigen Verbindungen:

«Persönliches Engagement und Verantwortung für das Ganze verbinden sich.»

Das klingt nach etwas. Es ist bloss nichts dahinter, denn wenn hier etwas verbunden wird, dann nur, was man vorher spitzfindig zu keinem anderen Zweck auseinanderdividiert hat. Dem gleichen Ziel dient es, wenn selbst die harmloseste Erkundigung als «ganz ketzerische Frage» angekündigt wird. Allgemein fällt im Kirchensprech eine Emphase des Fragens auf, die allerdings oft nicht von grosser aufklärerischer Energie getrieben ist. Diese könnte ja die Harmonie stören.

### **Imposante Banalitäten**

Ich fahre weiter mit einem Prachtbeispiel. Es zeigt weitere Facetten des Kirchenjargons. Der folgende Satz stammt aus einer offiziellen kirchlichen Veröffentlichung (Text 5):

«Am Beispiel der Ökologie wird deutlich, was es heissen könnte, die drängenden Fragen in der gesamten thematischen Spannweite zwischen 'verantwortlichem

Wirtschaften' und 'gelingendem Leben' zu betrachten und zu behandeln.»

Dieser Satz behauptet, es werde etwas deutlich. Das Gegenteil ist der Fall. Schon mit dem «was es heissen könnte» wird der Anlauf zur Klärung fast bis zum Stillstand abgebremst, und die übrigbleibende Energie versickert im breiten Duktus des folgenden Nebensatzes noch vollends. Die angebliche Dringlichkeit der Fragen steht in seltsamem Kontrast zu der schwebenden Diktion.

Wie sollen wir diesen Satz verstehen? Liegt das Hauptgewicht auf dem Begriffspaar «verantwortliches Wirtschaften» und «gelingendes Leben»? Die formale Parallelität legt dies nahe. Doch was wird damit gesagt? – Da tappen wir im Dunkeln.

Probieren wir eine andere Lesart. Vielleicht soll der Akzent auf «zu betrachten und zu behandeln» liegen. Dann würde der Satz ungefähr sagen, der komplexe ökologische Zusammenhang müsse nicht nur betrachtet, sondern auch behandelt werden. – Womit wir bei einem Gemeinplatz erster Güte gelandet wären.

Oder liegt die Betonung etwa auf «in der gesamten thematischen Spannweite»? Diese Deutung markiert die parallelen Begriffe «verantwortliches Wirtschaften» und «gelingendes Leben» als die beiden Endpunkte eines sehr weiten Spektrums von Themen.

So gelesen, drückt der Satz eine weite Spreizung aus. Er sagt, alles, aber auch wirklich alles habe mit Ökologie zu tun. Dieses Wolken-Argument trägt schon den warmen Regen der Feststellung in sich, ökologische Probleme seien eigentlich kaum fassbar. Aber selbst in dieser Lesart ist Ökologie nur das «Beispiel», das offenbar belegen soll, dass die Kirche niemandem zu nahetritt.

Habe ich überinterpretiert? Gut möglich, denn so präzise wollte sich der Verfasser oder die Verfasserin wahrscheinlich gar nicht äussern. Es sollte wohl lediglich gesagt werden, dass Ökologie kompliziert sei und von der Wirtschaft bis zur persönlichen Lebensführung mit vielem einen Zusammenhang habe. Der Jargon machte aus dieser Banalität einen

imposanten Satz, der nebenbei und etwas verdeckt eine beschwichtigend-harmonisierende Ideologie enthält.

So funktioniert das Kirchensprech: Es erspart die Mühe des genauen Denkens, staffiert die Leere mit rhetorischen Kulissen aus und lässt die den Jargon heimlich steuernde Ideologie unauffällig einfließen. Der Jargon ist im gezeigten Beispiel eine Funktionärssprache, die den Anschein grosser Entschiedenheit erweckt und doch nirgends anstösst.

### **Erbaulicher Jargon**

Jargon infiziert auch die Sprache der Erbauung (das Wort ist ausser Kurs, die Sache nicht). Die folgenden Wendungen repräsentieren diese nicht genau einzugrenzende Sprachwelt.

Kennzeichnend für das erbauliche Kirchensprech ist der inflationäre Gebrauch der Wörter «befreien», «ermutigen», «einladen». Man wird unaufhörlich zum Nachdenken eingeladen, zum Beten ermutigt und zum Handeln befreit. Was immer mit Religion, Sinnsuche und ethischem Verhalten zu tun hat, scheint ohne diese Starthilfen nicht in Gang kommen zu wollen.

In ein anderes Kapitel gehört die Unsitte, von der Gesprächsgruppe für die Spiritualität des Energiesparens bis zur Morgenfeier für Neupensionierte alles zum «Angebot» zu erklären. Die Kirche macht sich zum Supermarkt, obschon sie doch mit der Konsumgesellschaft in so vielem ihre begründete Mühe hat.

Eine ungute Nähe des Kirchensprechs zur Propaganda zeigt sich darin, dass ausgerechnet in Momenten der Ratlosigkeit sich so frische Parolen häufen wie «nach neuen Wegen suchen» und «sich in grosser Offenheit den Fragen stellen». Und wenn es in solch einem Text «ganz konkret» heisst, so besteht der Verdacht, dass da geschummelt wird und eben gerade nichts Konkretes anvisiert ist.

Vorhersehbare Überraschungen scheinen ein weiteres Merkmal des Kirchensprechs zu sein. Was da laufend

«entdeckt», «neu entdeckt» und «immer wieder neu entdeckt» wird, verdient leider meistens wenig Neugier.

Schwerlich nachvollziehbare Aufforderungen stehen im Raum, wenn wir mit der Samaritanerin «lernen» sollen «diesen Fremden am Brunnen als den Messias zu erfahren» oder wenn jemand postuliert: «Geben wir unsere Gotteserfahrung unaufdringlich weiter.»

Geschieht es um solcher Unaufdringlichkeit willen, wenn das Kirchensprech gern kleine Portionen liefert? Was steckt hinter Formulierungen wie «ein Stück Geborgenheit» oder sogar «ein Stück ewiges Leben»? Auch die Pfarrerstochter Angela Merkel redet gelegentlich so. Als Trump kurz nach seinem Amtsantritt eine Abkehr der USA von der Nato andeutete, sagte sie in einem bayerischen Bierzelt den denkwürdigen Satz: «Die Zeiten, in denen wir uns auf andere völlig verlassen konnten, sind ein Stück vorbei.»

Die Kanzlerin sagte nicht «die Zeiten sind vorbei», sondern eben «ein Stück vorbei». Damit redete sie zwar überraschend Klartext, verkleinerte aber die so angekündigte Konfrontation sogleich wieder. Das gleiche Sich-Vorwagen und sofort wieder Deckung suchen steckt auch in der kirchlichen Ein-Stück-Rhetorik.

## **Die bekehrte Vokabel**

Welche Sprachvergessenheit der Jargon zulässt oder bewirkt, möchte ich an einem letzten kapitalen Beispiel zeigen. Es lautet ganz kurz:

«Altes loslassen, um Neues umarmen zu können, ist eine Zumutung.»

Der Autor oder die Autorin wollte anscheinend etwas über menschliche Trägheit sagen und der Leserschaft den Gedanken nahelegen, mitunter lohne es sich, das Beharrungsvermögen in Schranken zu weisen. Das Alte loszulassen, sei zwar schwierig, aber manchmal doch ratsam, weil nur so Platz frei werde für Neues.

Niemand wird dieser Weisheit widersprechen wollen. Der Verfasser oder die Verfasserin merkte wohl, dass daran wenig Mitteilenswertes war, und schob deshalb den besinnungserprobten Textbaustein «Zumutung» nach. Das Kirchensprech liebt die Vokabel «Mut» sowie alle möglichen damit zu bildenden Ableitungen und Kombinationen. Irgendwann kam jemand auf den originellen Einfall, auch bei «Zumutung» etwas Ermutigendes herauszuhören, und seither ist dieses Wort in den Grundwortschatz des erbaulichen Kirchensprechs eingemeindet.

Der Urheberschaft unseres Beispiels schien es allerdings nicht nötig «Zu-Mutung» zu schreiben. Die trickreiche Umdrehung des Wortsinns durch Akzentverdoppelung, sozusagen eine semantische Bekehrung der Vokabel mittels eines Bindestrichs, setzte sie als geläufig voraus.

Der Grund kann darin liegen, dass die Adressaten sowieso zu jenem Milieu zählten, das die besinnliche Lesart des Worts kreiert hat. So durfte denn die sinnlenkende Schreibung «Zu-Mutung» unterbleiben. Vielleicht aber war es viel einfacher, nämlich: Die Autorin oder der Autor kam beim Wort «Zumutung» schlicht auf keinen unerbaulichen Gedanken.

Mit dem Wort «Zumutung» respektive «Zu-Mutung» war das Aussageziel schon erreicht. Nun fehlte noch etwas poetischer Zierrat. Auch in dieser Hinsicht war auf das Kirchensprech Verlass. Die Lösung war das «umarmen» aus dem im Kontext vorkommenden Psalm 85, in dem es die schöne Zeile gibt «Gerechtigkeit und Friede umarmen sich». So konnte aus der Banalität, das Neue solle mitunter an die Stelle des Alten treten, die blumige Wendung geformt werden: «Altes loslassen, um Neues umarmen zu können.» Damit erreichte der Satz nun sogar die in der Kirche so hoch veranschlagte Qualität der Sinnlichkeit, wenn auch bloss mit der erotischen Brisanz eines liturgischen Friedenskusses.

Ich komme zum Schluss.



## Es sich nicht zu leicht machen

Das Kirchensprech ist so verführerisch, weil es die Mühe des Formulierens erleichtert. Von Gerhard Ebeling stammt der schöne Satz, Theologie sei dazu da, das Predigen so schwer wie nötig zu machen. Der Jargon macht nicht nur das Predigen, sondern überhaupt das Sprechen und Schreiben zu leicht.

Jargon zu vermeiden, erfordert Arbeit. Sie umgeht die Routine, indem sie die Sprache mit eigenen Gedanken ausfüllt. Der Rückgriff auf vorgeprägte Muster, Wendungen und Formeln, auch manchmal solche von historischer Fremdheit, ist deswegen nicht verboten. Denken stellt ja immer auch auf schon Gedachtes ab.

Texte die sich dem Gefälle zum Jargon mit Kraft entgegenstemmen, sind daran zu erkennen, dass sie die eigene Sprache manchmal ein bisschen fremd machen. Die Wörter klingen neu, die Sätze ungewohnt. Franz Kafka oder Herta Müller lese ich deswegen mit geschärfter Aufmerksamkeit. Ein moderner Klassiker und eine Nobelpreisträgerin als Vorbilder? – Aber sicher! Wer denn sonst!

Um auf ein Vorbild zu verweisen, das uns vielleicht näher liegt, schliesse mit einem ultra-kurzen Text aus Kurt Martis letztem kleinen Buch «Heilige Vergänglichkeit – Spätsätze». Es ist eine Zeile, die den ganzen Gedankenreichtum der Trinitätslehre *in a nutshell* enthält:

«Ihm, Jesus, glaube ich Gott.»

In diesen fünf Wörtern sehe ich das Vermächtnis des grossen Dichters und Theologen Marti. Es ist eine Zeile, über die Sie und ich lange nachdenken können.

Zürich, im März 2019

Urs Meier  
Giessereistrasse 12  
8005 Zürich  
[trekimo@gmail.com](mailto:trekimo@gmail.com)  
[www.trekimo.ch](http://www.trekimo.ch)

